

Gastkolumne

Braucht die Politik bald ein Tinder für Experten?

Krisen gibt es, seit es Menschen gibt. Aber beim politischen Umgang mit ihnen hat sich in jüngster Zeit etwas verändert



Caspar Hirschi

Früher waren auch die Krisen besser, könnte man in Abwandlung eines Bonmots von Karl Valentin sagen. Zumindest herrschte im Umgang mit Krisen ein grösserer Optimismus als heute. Für fortschrittlich gesinnte Geister war die moderne Gesellschaft selbst ein Kind von Krisen, geboren aus mehreren Revolutionen. In ihren Augen brauchte es heftige Stürme, um alten Ballast abzuwerfen und Platz für Neues zu schaffen. Sogar konservative Köpfe wie Jacob Burckhardt sahen in Krisen Phasen der geschichtlichen Beschleunigung. «Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchen», schrieb er in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», «scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehen.»

Die moderne Krisenbejahung wurde spätestens erschüttert, als sich Europa mit sträflichem Leichtsinns ins Stahlgewitter des Ersten Weltkriegs stürzte. Wer bei Verstand war, konnte nun schwerlich behaupten, die Kraterlandschaft von Verdun werde von der Fackel des Fortschritts erleuchtet. Der Krisenoptimismus jedoch verflog damit nicht; er verlagerte sich nur auf ein anderes Feld. Der Glaube an Krisen als segensreiche Brachialgewalt wich dem Glauben an Krisen als zähmbare Bestien. Es ging nicht mehr darum, die Sturmwelle zu reiten, sondern sie zu brechen.

Zum Propheten des neuen Glaubens avancierte der Ökonom John Maynard Keynes. Schon 1923 griff er Laissez-faire-Fachkollegen an, die meinten, man müsse die Marktkräfte in einer Wirtschaftskrise so lange wüten lassen, bis die Ungleichgewichte beseitigt und «der Ozean wieder flach ist». Um den alten Krisenoptimismus als Zynismus zu entlarven, schrieb er den berühmten Satz: «Auf lange Sicht sind wir alle tot.» Sein neuer Krisenoptimismus galt der Vorbeugung und Entschärfung von Krisen. Die wichtigste Aufgabe dafür wies er der Wissenschaft zu. Sie hatte die Werkzeuge zu entwickeln, um Krisen zu bekämpfen oder ganz abzuwenden. Damit begann der Aufstieg wissenschaftlicher Experten zu Krisendomp- teuren grossen Stils.

In der Nachkriegszeit entstand eine Planungseuphorie, die auch die Vorbereitung auf Krisen umfasste. Die Politik richtete feste Expertenstäbe für verschiedene Gefahrenbereiche ein und scheute keinen Aufwand, um sie bei der Krisenprävention zu unterstützen. Ein bleibendes Zeugnis des neuen Krisenoptimismus sind in der Schweiz die Bunkerlandschaften, die Sicherheitsexperten zum Schutz der Bevölkerung vor dem Atomkrieg bauen liessen.

Nach dem Ende des Kalten Krieges schwand zuerst der Sinn für grosse Gefahren und dann die Bereitschaft zur umfassenden Krisenprävention. Mit der Friedensdividende zahlte man sich gleich eine Schönewetterprämie für weitere Gefahrenbereiche aus. Ein neuer Leichtsinns machte sich breit, nur war er diesmal nicht krisenfreudig, sondern krisenblind.

Als die Krisen doch kamen, und das gleich reihenweise, war ihr erstes Opfer der Optimismus. Ob in der Euro-Krise, der Pandemie

“Klingelt es bei der Wissenschaft, soll sie sofort die besten Fachleute für das hereinbrechende Unheil suchen.

oder jüngst beim Bankenkollaps – stets warfen die Krisenkapitäne als Erstes den vorgesehenen Werkzeugkasten über Bord. Pandemiepläne gingen ebenso unter wie Too-big-to-fail-Regulierungen. Umso hektischer improvisierte man mit «unkonventionellen» Massnahmen, bereitgestellt durch neu zusammengesetzte Expertengremien.

Spricht man heute mit Personen, die in den letzten Krisen eine führende Rolle spielten, hört man häufig die gleiche Aussage: «Auf Krisen kann man sich nicht vorbereiten.» Der pessimistische Satz hat das Zeug zur selbst erfüllenden Prophezeiung. Ein neuer Ad-hoc-Ismus bricht sich Bahn. Auf seiner Grundlage wird jetzt in der Schweiz die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Politik in akuten Krisen neu organisiert. Man beschränkt sich darauf, auf beiden Seiten ein Notfalltelefon zu installieren. Klingelt es bei der Wissenschaft, soll sie sofort die besten Fachleute für das hereinbrechende Unheil suchen. Ein hoher Wissenschaftsfunktionär mit Sinn für Humor hat gemeint, es brauche dafür eine neue App: Tinder für Experten.

Der Vergleich ist gar nicht so verkehrt. Auch Tinder liegt ein tiefer Pessimismus zur Planbarkeit einer krisenfesten Beziehung zugrunde. Zudem dürften beim Aufspüren der jeweils sogenannten besten Experten die persönlichen Vorlieben der Suchenden ebenso hineinspielen. Bleibt nur zu hoffen, dass sich die neue Krisenbeziehung von Wissenschaft und Politik nicht in einem One-Night-Stand erschöpft. Wer pessimistische Erwartungen hegt, kann die schönsten Enttäuschungen erleben.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

